„Frühling.

Skizze von Otto Groth.

Die trommelte mit heißen Blicken in die Korridortür, als sie Schwester nicht sofort öffnete. Und dann, als sie die verwelkten Rosen der jungen Frau sah, schrappte sie mit den Füßen heiß glühend, halb verwundert gegen die hohe Manze der Heizung und schob sich gleichzeitig mit in das Wohnzimmer hinein, in dem der Kaffeetisch gedeckt war.

„Na, . . . schon wieder mal Heulerei, . . . Hilde! . . . ‚Herzlich‘ hab ich! Ganze Geburtstage, . . . so weichst! Der Quatsch tut doch nicht viel vielleicht besser wie wir hier mit unserer Kriegsverpflegung! Da gibt ja nich mal Kuchen! . . . Ich kotze!“

Die junge Frau antwortete der wilden Schwester gar nicht. Nur in das zerquälte, unbeflümmerte Gesicht sah sie, das in seiner lachenden Lieblichkeit und Weiche nichts von den soeben vorgetrabelten Klagen verriet. Und die Hand hielt sie fest, die einen Handschuh trug mit sieben Löchlein, was Hilde aber sicherlich noch nicht gemerkt hatte.

„Ach du, . . .‚Glückliche‘. . .

Das Mädel lachte und schob die Hand, die gerade so an ihrer hing, als ob sie sich festhalten wollte, läppisch zurück.

„Nanu, . . . was is denn? Hat er mal wieder vierzehn Stunden lang nicht geschrieben? Oder hatte wieder geträumt, sieben Turkos hätten deinen Guschi am Wickel und skalpierten ihn?. . . Mensch,. . . sieh doch bloß mal raus auf die Bäume,. . .die Sonne, . . . die Luft. . . und vermiese mir nich dieses himmlische Frühlingsgefühl“. . .

Aber die junge Frau stand ganz unbeweglich.

„Das ist's ja eben, Hilde. Verrückt wird man vor Sehnsucht! Acht Monate ihn nicht gesehn,. . . aber was verstehst du denn davon,. . . was rede ich denn mit dir darüber,. . . nicht mal diese schwere, große Zeit macht dich vernünftig mit deinen sechzehn Jahren“. . ..

„Siebzehn bitte“, sagte Hilde herumfahrend. „Was wüßte denn von mir? Soll ich etwa auch heulen und klagen und jammern wie Mutter, Großmutter, sämtliche Tanten und Gott weiß wer noch alles um einen rum? Der einzige Jammer, den man empfindet, is, daß man mich mitdarf,. . . daß man zufällig als Mädel auf die Welt kam, . .na, ich kann dir sagen, ne Wut habe ich manchmal über mich selbst. Dem Heiner hab' ich's übrigens auch neulich gesagt, als er mit seiner neuen Primamütze kam. Kann mir garnich imponieren, hab' ich gesagt,. . .so'n Blau hat die englische Flagge auch, . . . Feldgrau is meine Farbe, und ich verstände überhaupt nich, wie er noch ochsen könne, wenn draußen Krieg wäre, und“. . .

„Aber Hilde,“ sagte die junge Frau erschrocken mitten in die leidenschaftliche Rede hinein. „Quäle doch den Jungen nicht! In der letzten Zeit bist du direkt scheußlich zu ihm. Warum denn? Er hat dir doch nichts getan. Im Gegenteil,. . . dein bester Freund war das doch immer. Habt ihr was zusammen gehabt?“

Hilde zeigte ihr Gesicht nicht. In der Balkontür stand sie und hob die Arme.

„Quatsch,. . . man braucht doch nich immer gleich was zu haben, wenn man sich die Wahrheit sagt! Erst hat er immer geschwärmt, er wolle auch mit,. . . wie er in Prima wäre, . . . die vollsten Schlachten haben wir schon in Gedanken geschlagen,. . . mindestens fufzigtausend Engländer geköppt und so,. . .und dann mit einem Male kein Wort mehr davon. Und immer so komisch, . . . und Ostern anstatt Marzipaneier oder sowas mit Likör und so,. . . bringt er mir 'n Busch Rosen. . . rote,. . . hafte Worte, Mie? Bei Mutter gab's schon bloß gefärbte, und dein Häseken war doch man auch für die Katze,. . . und da kommt der Heiner wie 'n Bräut'g“. . .

„Wie was?“ fragte die junge Frau bei dem merkwürdig rasch verschluckten, letzten Wort.

Aber Hilde antwortete nicht. Sie stand jetzt ganz auf dem Balkon und blickte auf die grüne Frühlingsherrlichkeit zu ihren Füßen. Als sich der Schwester Arme um sie legten, hielt sie zwar ein kleines Weilchen still, kam aber der jungen Frau keine Handbreit näher.

„. . . und ich glaubte immer, du wärest heilfroh, daß der Heiner nicht auch draußen ist wie so mancher seiner Freunde, die schon die Erde deckt im Feindesland“. . .

„Hasi. . . hast du ne Ahnung,. . . Mie!. . .Du hast wohl noch geheizt bei 'm Wetter? . . . Das is ja ne Glut bei dir,. . . ich danke! Was is denn überhaupt los? Warum streichelste denn immerzu? Laß einen doch zufrieden,. . . ich,. . . ich muß noch rüber zur Stefens,. . . die gute, alte Seele soll flicken kommen, Mutter stöhnt, daß ich das verächtliche Zeug nicht kapiere,. . . Wiedersehen, Mie,. . . zum Umkommen heiß is es heute bei dir“. . .

Sie war schon zur Tür hinaus und hatte den verschlüsselten Hausschlüssel auf dem Tisch liegen lassen.

Auf der Treppe nahm sie immer zwei Stufen auf einmal, als jage sie etwas, die sie eben ihre Mutter gerufen, sie noch immer. Nur auf der Straße ging sie langsam, . . . ging so ungewohnt langsam, daß die junge Frau auf ihrem Balkon nachdenklich auf den blauen Rock herunterblickte. . .

„Frühling“. . . sagte sie ergriffen und schwindlig vor sich hin.

*

Als Hilde im vierten Stock bei Frau Mutter Steffens an der Tür der Wohnung klingelte, wollte sie schon gleich hinterher noch der kleinen Schlafzimmerstube gehen, um ihr Bestellung zu hinausfuchteln, da die alte Frau ja meistenteils sie zu Hause war. —

Da öffnete sich aber schon vor ihr ein kleiner Spalt des Holzes und erweiterte sich schließlich, um Hilde ganz einzulassen.

„Hmm“. . . . meinte sie, das Mädchen freundlich ziehend,. . . „das sieht ja beinah so schön bei Ihnen, als ob Sie Kuchen buken . . . Mutter Steffens“. . .

Die alte Frau legte halb erschrocken, halb beschämt den Finger an den Mund.

„Psscht. . .bloß nicht zu laut,. . . aber ja Sie's nu mal riechen, Fräulein Hilde,. . . kann ich's ja auch nicht mehr verheimlichen. Ja mir auch schnuppe,. . . meineswegen soll mich die Polizei auch anzeigen,. . . für sowas brumme ich gerne mal meine vier Wochen ab,. . . ja, ja,. . . riechen Sie man,. . . Hefekuchen mit Weizenmehl gebacken,. . . Rosinen, Mandeln und Zitronat, . . . ich leugne's garnicht. Die Frau Rat backt nich,. . . die ist tiptop bei allem,. . . „Mutter Steffens“, hat sie gesagt, „nun geht der Junge in den Krieg und kriegt nich mal seinen Lieblingskuchen von zu Hause mit“. . .Kann man denn da sein Mehl und seinen Vorrat im Schrank stehen lassen, bis die Würmer rein kommen, Fräulein Hilde, . . . bloß, weil die Polizei es so will? Kann man nicht?!! . . . Was? . . . Ich habe den jungen Herrn Heiner schon als lüttches Jungchen auf den Armen gehabt,. . . meine zwanzig Jahre nähte ich nu schon bald bei der Frau Rat,. . . und fufzehn Jahre bei der Frau Mama. . . nee, da lasse ich den Herrn Heiner nich fort ohne seinen Kuchen von der Mutter Steffen, und wenn ich ein halbes Jahr brummen sollte,. . .neun Monate,. . . ganz egal“. . .

Sie war furchtbar aufgeregt, die alte Frau. Es war nicht nur die Glut des Backofens aus der Küche, die das heiße Rot auf die welken Wangen legte. Sie merkte auch garnicht, daß ihr junger Besuch so seltsam steif und regungslos im Korridor stehen geblieben war, kein Wort sprach, sondern nur still zuhörte, mit ganz großen, unergründlichen Augen. .

„Soll ich nähen kommen, zur Frau Mama? Aber nicht vor Donnerstag, Fräulein Hilde,. . . die ganze Woche näh' ich bei Frau Rat,. . . wo nu alles so schnell kam mit dem Herrn Heiner.“ . .

„Was denn?“ fragte das Mädchen, obwohl es genau wußte, um was es sich handelte.

Die Mutter Steffens schlug die Hände über ihrer Küchenschürze zusammen.

„Ach, das wissen Fräulein Hilde wohl auch gar nicht mal, daß der Herr Heiner nu doch als Kriegsfreiwilliger genommen is?. . . Morgen muß er ja schon fort. . . in's Rheinland hinunter, wo dem Herrn Rat sein Bruder is bei dem Regiment, . . .ich weiß nicht so genau . . . aber daß er weg muß, weiß ich. Herrje,. . . mein Kuchen. . .entschuldigen Sie doch bloß, Fräulein Hilde, . . .daß er mir bloß verbrennt“. . .

Hilde sah der zierlichen, dunklen Gestalt nach, und griff dann langsam nach ihren Lippen.

Wie trocken die waren. Komisch! Und von den Lippen nach dem weißen Spitzenkragen über der grauen Frühlingsjacke, hinter der es klopfte, wogte, brannte,. . .ganz toll!

Was. . .war. . . denn . . . das?. . .

Der Heiner ging fort? In den Krieg? Vertauschte wirklich die blaue Primanermütze mit der feldgrauen, wie sie es gewollt,. . .dazu sie ihn aufgestachelt in unbedachter, wilder Unternehmungslust?

„. . .und ich glaubte immer, du wärest heilfroh, daß der Heiner nicht auch draußen ist wie so manche seiner Freunde, die schon die Erde deckt im Feindesland“ . . .hatte die Schwester gesagt. Und dabei so weich und seltsam ihren Arm gestreichelt, der in herber Abwehr unter den Frauenhänden gezuckt. . .

Ja. . . was war denn das?. . . So ein Gefühl hatte sie ja noch niemals in der Brust gespürt, ein Würgen saß ihr im Hals, ein Zittern in den Händen vor den Augen ein Flirren und Tanzen, als drehe sich die kleine Küche samt der geschäftigen alten Frau wie ein Karussell in den letzten Sonnenfunken des wunderschönen Frühlingstages. .

Ganz mechanisch ging Hilde die paar Schritte bis zur Korridortür weiter, aber daß die Mutter Steffens es vor ihrem Gesicht merkte. Die drückte die Klinke zurück, ging hinter ihr hinaus, als wäre sie plötzlich ein ganz, ganz anderes geworden, die immer drei Stufen mit einmal in ihrer jungen Mädchenhaftigkeit und Geschmeidigkeit genommen.

Auf der Straße sah man jedoch nichts mehr von der Gattin. Nur zu beiden Seiten Wiesenstreifen glänzten noch ein wenig, und an den Laubgewächsen Blümchen des Wiesenmöhrchens, das am Rande des Bestandes lag, glitten Licht und Schatten verschwommen wie Schwaden, die Regen kommen.

Hinter dem Mädchen lagen die Tennisplätze. Mit Heiner würde sie nun nicht mehr da spielen, den nehmen, kleinlichen Kampf würde er nicht mehr tragen, und die weißen Schuh mit den breiten Mittelbändern. . . Wie mag würde er da sein, . . . ob Mai vor,. . . Juni, . . . ob der Flieder blühte oder die Rosen, von ihm würde sie keine Blumen mehr bekommen, nein. . . Nach kurzer Ausbildung würde er irgendwo weit draußen für das Vaterland kämpfen, stürmen, singend und jauchzend wie tausende von Gefährten, achtzehn Jahren, singend und jauchzend in den Tod. . .

Hilde war durch das Birkenwäldchen gelaufen. . . über die Wiesen . . quer feldein . . beinahe bis zu den einsamen Weidenbüschen, die voll Silbergrauer Kätzchen hingen. Man konnte sie nur schwer pflücken, weil die Gräben darunter naß und sumpfig waren, tief sank man da ein in den frühlingsweichen Boden. . .

Und immer dunkler wurde es hier draußen, immer einsamer. . . nein . . .jemand ging doch noch da drüben, kam gerade auf sie zu, mit schweren, schmutzigen Stiefeln durch die lehmige Erde.

„Heiner!“ wollte sie rufen, schreien, schluchzen. . . aber er hatte sie schon erkannt, und ein scheues, eigentümliches Lächeln glitt über sein schmales Gesicht. Er hob den Busch Weidenkätzchen, den er in den Händen trug, und mit der anderen Hand die blaue Mütze. . die geliebte, funkelnagelneue Primanermütze. . .

„Wie kommst Du denn hierher. . . kleine Hilde? Gerade wollte ich zu euch . . . Abschied nehmen, und“. . .

Er stockte vor ihrem veränderten Gesichtchen. Ob sie es schon wußte, daß er endlich angenommen war als Kriegsfreiwilliger? Aber dann hätte sie wohl anders ausgesehen. . . hätte gelacht. „Endlich“. . . vielleicht auch noch weiter gespottet über dies und das. . nie klug wurde man ja aus dem wilden, wonnigen Mädel, dessen Kindersinn nicht ahnte, wie es um ihn stand. . .

Sie war jetzt dicht vor ihm und sah ihn aufmerksam an. Unglaublich schmal und schlank sah er in dem grauen, dünnen Frühlingsanzug aus. Bald würde da oben ein Tornister sein. . . eine Zeltbahn . . .der Mantel . . . die Decke . . Brotbüchse und Gott weiß was noch alles, dazu das Gewehr, das schwere, furchtbare Schießgewehr. . .

. . .„Is ja alles nicht wahr“, sagte sie hastig, mit einer ganz ängstlichen, atemlosen Stimme. „Das kannst du ja gar nicht, Heiner. . . in den Krieg mitgehen. . .ist doch alles Quatsch. . . nich?“. . .

Er lächelte stark und stolz.

„Erlaube mal . . . Hilde! Warum denn nicht? Kennst du mich so wenig?“

Sie schüttelte den Kopf, schluckte ein paarmal und preßte dann haltlos die Faust um die Weidenkätzchen, die er ihr stumm überreichte.

„Ich . . .will. . . das . . . aber nicht“, sagte sie flüsternd.

„Was willst du nicht?“ fragte er verständnislos.

Sie antwortete nicht. Ein stoßweises Schluchzen schüttelte den jungen Körper wie ein Sturm. Im nächsten Augenblick, ehe er recht wußte, was er nun tun sollte, hielt sie auch schon die Hände um seinen zu ihr geneigten Kopf und küßte ihn. Küßte ihn auf die Augen, auf den Mund. . . den ganzen, sich selber kaum bewußten Reichtum ihrer ersten, süßschmerzlichen Liebe schüttelte sie auf hin aus in ihrer jäh erwachten Angst um sein Leben.

Er aber hielt in Seligkeit erschauernd still und hob die Arme wie ein junger, starker Baum im Frühling die blütenbeladenen Zweige. . .

— Der Aermste. „Kollege Dickmeyer war schon dreimal im Zirkus, er sagt, er könne sich nicht satt sehen an den dressierten Kamelen.“

„Ja, das ist freilich begreiflich; es ist ein Stück aus seinem Leben.“

— Der kleine Diplomat. Papa: „Sage 'mal, Karlchen, wollen wir gehen, oder soll ich eine Droschke nehmen?“

Karlchen: „Wenn Du mich tragen willst, Papa, wollen wir gehen!“

— Gerücht. „Da geht der Neubock, der Kerl, der mir meine Braut abspenstig gemacht hat; das soll er mir noch büßen!“

„Bemühen Sie sich nicht; er büßt schon. Vor acht Tagen war die Hochzeit.“

Kriegsgetraut.

Skizze von Ingeborg Sander.

„Hab du immer noch keine Nachricht aus Belgien?“

Mit dieser Frage trat Frau Dr. Klinge bei ihrer Freundin, Klärchen Hartwig ein, die sich von ihrem Schreibtisch hob und Briefschaften ordnete.

„Ach, Elsbeth, wie gut, daß du kommst, setz' dich, Kinder wird vielleicht heute aber morgen kommen. Hoffentlich nur einer seiner Angehörigen hier, denn es gelingen ihr, zu fliehen. Kann schwerer verloren zu sein, der Schreiben bestimmt, die deutsche Arbeiter werden verjagt. Nur steht natürlich so lange wie möglich, aber ich mache mir furchtbare Sorgen.“

Elsbeth versuchte ihre Freundin auf andere Gedanken zu bringen, und erzählte von der Kriegsbegeisterung und dem fröhlichen Auszug der Soldaten.

„Deinem Heinz wird du nun auch los. Dr. Meinhold hatte sich uns schon in Uniform vor. Famos sieht er aus, er ist Feuer und Flamme, und die Begeisterung steht ihm vorzüglich.“

Dunkle Röte war langsam in Klärchens schönes, regelmäßiges Gesicht gestiegen bei Elsbeths Worten, dann sagte sie hastig: „Dann ist er sicher in seinem Element, Domänengesellschaft behagt ihm ja doch nicht.“

„Ich verstehe eigentlich nicht, warum ihr beiden euch immer zanken müßt. Ihr seid reizende, friedliche Menschen, wenn man euch alleinläßt; ich hatte sogar mal die Absicht, euch zusammenzubringen und mir den Kuppelpelz zu verdienen.“

Klärchen lachte laut auf: „Das wäre wohl verlorene Liebesmüh, ich heirate nicht, da ich nie sicher sein würde, ob man mich nicht meines Geldes wegen nähme. Dr. Meinhold wird wohl auch nicht anders sein als andere Männer. Bisher freilich bildete er eine Ausnahme, indem er mich abstoßend behandelt.“

„Klärchen, wie ungerecht du manchmal bist! Kannst du es einem Mann verdenken, daß er wütend wird, wenn man ihn so reizt, wie du es immer getan hast mit deinen fortwährenden Widersprüchen? Mit deinem Reichtum imponierst du ihm gar nicht, der wäre für ihn nur ein Hindernis. Er selbst ist unvermögend, aber sehr stolz; materielle Abhängigkeit von einer Frau wäre ihm entsetzlich, hat er mir mal gesagt, darum würde er nie ein reiches Mädchen heiraten.“

„Na, na, ein armes aber auch nicht!“

„Wenn er es liebt, sicherlich! Du legst deinem Reichtum eine zu große Wichtigkeit bei.“

Das Gespräch der beiden wurde durch die Ankunft eines Autos abgeschnitten, das vor dem Hause hielt. Ein alter, gebeugter Mann in verwahrloster Kleidung stieg aus.

„Vater!“ schrie Klärchen, und rannte hinaus.

Herr Hartwig war ein gebrochener Mann. „Ich kann nicht mehr“, stammelte er, „laß mich nur schlafen! — Arme Klärchen, alles ist hin, wir sind Bettler.“ Und laut aufschluchzend schlang der Unglückliche seine Arme um die Tochter, die er abgöttlich liebte.

Frau Klinge hatte sich leise entfernt.

Herr Hartwig war in der Tat mit dem nackten Leben nach unendlichen Schwierigkeiten davongekommen. Sein ganzer großer Reichtum bestand in industriellen Werten in Belgien, die völlig zerstört worden waren, und in jetzt vollkommen wertlosen russischen Papieren.

Nervös, vollständig zusammengebrochen, zu stolz, um irgendwelche Unterstützung anzunehmen, schloß er sich in sein Zimmer ein.

Klärchen verkaufte mit Hilfe ihrer Freundin alle ihre Schmucksachen und wertvollen Luxusgegenstände. Die Dienstboten wurden entlassen, und nur die alte Gesellschafterin, die sich weigerte, ihre Pflegetochter zu verlassen, blieb im Hause. Die Empfangsräume wurden geschlossen, und mit großer Tapferkeit versah das verwöhnte Mädchen alle häuslichen Arbeiten.

Der Gedanke an Günter Meinhold ließ sie nicht mehr los. Ob er wohl schon fort war? Sie hätte ihn gern noch mal gesehen. Klärchen hatte den jungen Oberlehrer bei ihrer Freundin kennen gelernt; seine starke, kluge Männlichkeit hatte sie sehr angezogen, und sie hätte ihn gern, wie so viele andere Verehrer, zu ihren Füßen gesehen. Als sie aber merkte, daß er ihr widerstand, daß er sie sogar mied, empörte sich ihre gekränkte Eitelkeit, und sie suchte ihn mit tausend Widersprüchen und Launen zu reizen, wenn sie ihn im Hause der verheirateten Freundin traf, wo er täglich verkehrte.

So hatte sich mit der Zeit ein merkwürdig kriegerischer Ton zwischen den beiden gebildet. Dr. Meinhold hatte das schöne Mädchen vom ersten Augenblick an geliebt, schwur aber einen heiligen Eid, seine Gefühle nie zu verraten. Die Geliebte ganz zu meiden, vermochte er nicht, so panzerte er sein Herz mit Vernunft und spielte seine Rolle als Weiberfeind mit der teuflisch-überlegenen Miene weiter.

Beim Ausbruch des Krieges war Dr. Meinhold als Reserveoffizier zu den Waffen gerufen. Hartwigs traurige Schicksal hatte ihn tief erschüttert, und er brachte es nicht über sein Herz, ohne Abschied von der Geliebten zu scheiden.

Beim hastigen Geldzählen stockte zum Zerspringen voll dem grauen Kopfkissen, als er auf die Klinge an der Villa Hartwig läutete.

Die alte Gesellschafterin öffnete die Tür und gab den Bescheid, noch kein Besuch empfangen dürfe. Meinhold ließ sich aber nicht so einfach abfinden. Als gelte es, eine Bedrohung zu Ehren, schob er die alte Dame beiseite und schritt forsch durch den Hausflur.

Aus einem der hinteren Räume hörte er eine wohltönende Mädchenstimme singen. Er gelangte in die etwas tiefer gelegene Wohnküche, wo Klärchen Hartwig, die rosaen, weißen Arme entblößt, am dampfenden Waschfaß stand.

„Herr Dr. Meinhold!“ rief sie verwirrt. „Wie kommen Sie hierher?“

„Ich habe die schlecht bewachte Festung Hartwig im Sturm genommen, anbetungswürdiges Fräulein, um Ihnen zum Abschied die Hand zu küssen“, sagte Günter.

„Das würde Ihnen wenig gut schmecken, schauen Sie nur, die Hand ist garstig rot und ganz voll Seife.“

Günter haschte doch danach, trocknete sie sorgfältig mit seinem Taschentuch ab und drückte einen langen Kuß darauf. Klärchen wollte sie ihm entziehen, er hielt sie aber fest.

„Herr Doktor, Sie haben mich immer sehr schlecht behandelt, und jetzt, wo Sie in den Krieg ziehen und ich ein armes Mädchen bin, werden Sie plötzlich liebenswürdig?“

„Klärchen“, rief er, „finden Sie mich liebenswürdig? Sagen Sie es noch einmal, die Worte nehme ich als einen Talisman mit mir!“

Klärchen suchte verwirrt nach einer Ausrede und sagte schließlich: „Ich wunderte mich nur über den veränderten Ton mir gegenüber, wir waren doch bisher recht feindlich gegeneinander.“

„Haben Sie denn nie gefühlt, daß das nur Maske war, daß ich Sie liebte vom ersten Augenblick an? Jetzt fallen alle Masken ab; sagen Sie mir ein freundliches Wort zum Abschied, Klärchen!“

„Gut, wiedersehen werden wir uns ja doch nicht, denn wir sind arm und werden bald von hier fortziehen, so will auch ich einmal mein wahres Gesicht zeigen.“ Damit schlang sie beide Arme um seinen Hals und lachte ihn an, während große Tränen aus ihren Augen perlten.

„Klärchen, ist es möglich, du liebst mich?“

Als Antwort reichte sie ihm ihre Lippen. — Plötzlich riß sie sich los und rief: „Jetzt geh, geh schnell, wir dürfen uns nie wiedersehen!“

„Aber warum? Ich verstehe dich nicht.“

„Nun, du weißt doch, daß ich arm bin!“

„Ist das der Grund?“

„Natürlich!“

„O du süßes, dummes Mädchen! Glaubst du denn, ich wollte etwas anderes als dich selbst? Der Krieg führt uns zusammen, um uns gleich wieder zu trennen, aber wenn ich an dich denken kann als meine Braut, dann wird mir jede Aufgabe leicht werden.“

Klärchen sah den Begeisterten mit leuchtenden Augen an. „So liebe ich dich, und solche Männer braucht das Vaterland, um zu siegen. Wann mußt du fort, Liebster?“

„In drei Tagen.“

„In drei Tagen?“

Sie sahen sich an, ein Gedanke keimte in ihnen. Drei ganze Tage, die gehörten ihnen. — Ein fragender Blick, ein freudiges Gewähren. —

„Willst du mein Weib werden?“

„Ja.“

„Heute noch?“

„Ja.“

„Jetzt gleich?“

„Ja, ja!“

Mit einem Hurra hob Günter das Mädchen auf seine Arme und trug es ins Haus.

„Komm zum Vater“, sagte Klärchen, „oder laß mich lieber erst allein zu ihm gehen, er ist krank.“

Nach einigen Minuten kam sie wieder und rief den Geliebten herein. Herr Hartwig war aus seiner Lethargie erwacht. Das Glück seines Kindes hatte ihn angesteckt und plötzlich seinen Lebensmut aufs neue geweckt.

„Nehmen Sie sie“, rief er Günter entgegen, „sie ist ein gutes Kind, und sie liebt sicher keinen Unwürdigen. Ich bin ein gebrochener Mann, aber ehe ich sterbe, hoffe ich doch, einen Teil meiner Habe zu retten, damit Sie nicht eine ganz arme Frau heiraten.“

„Vater, ich will nur eine Frau und kein Geld, ich kann mit meiner Arbeit eine Familie ernähren. Ich will die Klärchen, aber ich will sie gleich haben. Geben Sie Ihre Einwilligung zur Kriegstrauung?“

„So geht in Gottes Namen und seid glücklich!“

Nachdem sie ihren Vater herzlich umarmt hatte, ging Hilde Meinhold, um sich umzukleiden. In ihrer holden Blonde hatte sie fertig vor Ihrem Bräutigam, der sie erst zu seiner Mutter und Schwester führte, wo sie mit liebender Mienen aufgenommen wurde, und dann ging's zum Standesamt.

Ihr erster Besuch galt dem Offizier Klinge. Günter trat ein mit den Worten:

„Gestatten, daß ich euch meine Frau vorstelle.“

„Na, das nenn ich eine Ueberraschung!“ rief Dr. Klinge. „Ich glaubte, Ihr könnt noch nicht entlieben.“

„Wir haben während des Krieges die Beziehungen eingestellt, Klärchen ist plötzlich sonst wie ein Mann geworden, und ich —“ Hier unterbrach ihn seine Braut: „Du hast einen recht niedrigen Geschmack bewiesen, direkt vom Dienstboten weg hat er mich geheiratet und ist mit einem Male furchtbar bedeutungsvoll geworden.“

Das junge Paar sah sich nur wenig in den drei Tagen, da Günters Zeit sehr mit Dienst ausgefüllt war. Aber die kurzen Stunden waren so voll seligen Glücks, daß Klärchen zum Abschied sagte: „Und sollte das Schicksal dich mir entreißen, und das Vaterland doch zum Opfer fordern, so kann ich nie ganz unglücklich sein, denn du hast mich geliebt.“

„Ich komme wieder, Geliebte, ich muß wiederkommen“, entgegnete jener hoffnungsfroh.

's vorsorgliche Seppelche.

(Pfälzisch.)

„S werd Winter bald, du brauchscht 'n neim W'zug!“
Seggt treu besorgt zu mir mei' Frau die Dage,
„S is an zwee Jahr her, seit de letschte Krieg: hoscht,
Der is recht schäwig jetzt un abgetrage!“

Un weil mei' Frau beim Schneider grad zu schoffn
G'hatt hatt unn meent, ich möcht nit länger warte,
Bringt se mer gleich, daß ich de Schtoff soll wähln,
E' grohi Schachtel mit, voll Muschterkarte.

Ich wähl also un hab mich bald entschiedn:
„Der werd genumme, dreizeh' Mark de Meter!“ —
„Geh, Vatter, der is gar nix, nemm doch dei da
Zu zwölf Mark; daß der schöner is, sieht jeder!“

Mit denne Worte sucht mich umzuschtimme
Mei Seppelche, vun so n' Jahre neune,
Dabei prüft der die Lappe uff de Rückseit
Un 's äußre is ihm worscht, wie mir will scheinel

„Seppel, du bischt 'n Dabbes“, sag ich zu 'm,
„Was kann dem Schtoff sei' Kehrseit mich scheniere?
Maßgewend is doch bloß, daß sich 'n Anzug
Nach außehi' recht scho' dut präsentieren!“ —

„Des is schunn richtig, Vatter“, meent mei Seppel,
„Awer, du wersch aach nit beschtreite könne:
Wann du 'n ablegscht un de Schneider macht 'n
For mich zurecht, da dut 'r 'n immer wenne!“ —

Zeitgemäße Anzeige.

Belohnung! Wichtig für Entdecker! Belohnung!

Hohe Belohnung wird demjenigen zugesichert, der einen neuen Erdteil entdeckt, welcher mit tüchtigen Kriegern bewohnt ist, die bereit sind, an der Seite des Dreiverbandes für die Kultur der Menschheit zu kämpfen. Rasse und Ausrüstung Nebensache. Belohnung wird pro Kopf der Kämpfer bezahlt.

Grey, Delcassé & Comp.,
G. m. b. H.

— Wasserscheu. Hauswirtin: „Hier ist ein Eßlöffel für die Medizin!“

Kranker Student: „Schön, aber nun bringen Sie mir auch noch einen Teelöffel . . . ich soll nämlich auch von Zeit zu Zeit klares Wasser trinken!“

— Stammtischbosheit. Bummelmeyer: „Denke Dir: gestern hat meine Frau plötzlich auf etwa zwei Stunden die Sprache verloren. Ich komme so um die Abendzeit nachhause —“

„Wie kannst Du sie aber auch so erschrecken!“

— Da hater's. Fremder (zum Dorfwirt): „Ist Ihr Lokal immer so elend besucht, wie heut'?“

„Wär' nit schlecht! Sonntags sollten S' mal kommen! Da wären S' schon längst 'nausg'flogen, wenn S' bei so a lump'gem Rest so lang' g'sessen hätt'n!“

— Guter Rat. Elschen: „Ach, Martin, ich wünschte, ich hätte zehn Pfennig, dann könnte ich mir Schokolade kaufen.“

Martin: „Geh zu Mama und stelle ein paar recht dumme Fragen an sie; dann gibt sie Dir gewiß zehn Pfennig, um Dich los zu werden.“

— Für alle Fälle. Kaufmann (zu dem stellesuchenden Kommis): „Können Sie Kaution stellen?“

„Zu welchem Zweck? Ich habe doch mit Geldsachen nichts bei Ihnen zu tun?“

„Das nicht, aber zum Durchbrennen bleibt immer noch meine Tochter!“

Ehen begraben.

Belgische Klänge aus französischen Theaterwerken.

Der Plan der französischen Regierung, nach Beendigung des gegenwärtigen Krieges nicht nur den Bestrebungen des Patriotismus, sondern die Republik überhaupt zu Ehren und unter Mitwirkung Albert von Belgien die Monarchie wieder aufzurichten, erinnert an ähnliche Versuche nach dem Fall des Kaiserreichs im Jahre 1870, den sie aber freilich nicht in die Tatsächlichkeit gelangt ist. Nach bewährt Rechte zum in unserem geliebten Kriegs-Frankreich, wenn die immaßlich begrabene Republik auf die Kanone seine Wiederkehr für das Glückleben zu treten haben, vorzüglich vorübergehend an eine Erhebung des Königs Leopold II. von Belgien auf den französischen Königsthron. Eine Gewaltherrschaft des Kaiserreichs unter ihm war freilich völlig ausgeschlossen, und auch unter den gegenwärtigen Verhältnissen ist es irrig, wenn einzelne Blätter von der Möglichkeit sprechen, daß König Albert einst der „Kaiser“ der Franzosen sein werde. Nicht nur seine verwandtschaftlichen Beziehungen zu dem altfranzösischen Königshause machen die Wiederherstellung des Kaiserreichs durch ihn unmöglich, es liegt auch nicht in der Absicht der Royalisten, an die Tage der Napoleoniden anzuknüpfen, sondern sie wollen das Königtum Heinrich IV. und Ludwigs XIV. wieder ins Leben rufen.

Der Gedanke, Leopold II. die „Krone des hl. Ludwigs“ anzubieten, ging in seinen ersten Anfängen auf Thiers zurück, der damals die Hoffnung aller derer war, die für Frankreich eine monarchische Regierung wünschten. Er selbst hat oft erzählt, daß er die flehentlichen Bitten der Kaiserin Eugenie in der furchtbaren Nacht, die dem 4. September vorausging, Thron und Monarchie zu retten, deshalb ablehnen mußte, weil ihm unter den damaligen Verhältnissen die Macht gefehlt habe, ihrem Drängen nachzugeben, ganz abgesehen davon, daß er nicht die Achtung vor den Napoleoniden besaß, um sich in Gegensatz zu der herrschenden Volksströmung zu bringen. Noch nach Jahren bemerkte der Herzog v. Joinville, der Sohn Königs Ludwigs Philipp, daß damals niemand die Macht gehabt hätte, die Monarchie wiederherzustellen, außer Thiers, in dem sich die französische Geschichte eines halben Jahrhunderts in allen ihren Wandlungen verkörperte. Es ist nicht bekannt geworden, ob Thiers mit König Leopold in Verhandlungen über die Frage einer französischen Thronkandidatur getreten ist und ihm dadurch Gelegenheit gegeben hat, sich darüber auch persönlich zu äußern. Als Bismarck von dieser Kandidatur verständigt wurde, wies er den Gedanken mit einigen gleichgültigen Bemerkungen sofort ab, und auch bei Thiers verlor sich das Interesse für einen neuen französischen Herrscher, als im Schoße der Nationalversammlung immer deutlicher die Absicht hervortrat, ihn selbst mit der höchsten Würde des Staates zu bekleiden.

Medizingroschen und Bettgelder.

Der Medizingroschen ist 1713 von König Friedrich Wilhelm I. eingeführt, der bestimmte, daß jede Kompanie, die selbständige Wirtschaft führte, pro Kopf u. Monat einen Groschen an den Regimentsfeldscher abzuführen habe. Dafür mußte dieser Arzneien und Instrumente freihändig beschaffen und verausgaben. Außerdem bekam der Regimentsfeldscher 10 Taler Fixum von jeder Kompanie; davon mußte er aber den Kompaniefeldscher mit fünf Talern monatlich entlohnen und es sich gefallen lassen, daß der Regimentskommandeur noch zwei Groschen von jedem Taler für sich zurückbehielt. Da blieb nicht allzuviel übrig, und es ist eigentlich erstaunlich, daß erst etwa 100 Jahre später, 1808, der Medizingroschen verdoppelt wurde. Erst 1829 hörte die Verpflichtung der Regimentsfeldschere, die seitdem den Titel Regimentsärzte führten und deren Gehalt erhöht wurde, zur Beschaffung der Arzneien usw. auf und damit verschwand auch der Medizingroschen von der Bildfläche. Noch im selben Jahre wurden, und das ist geschichtlich interessant, die ersten eigenen Militärapotheken in den Lazaretten eingerichtet.

Die „Bettgelder“, welche auch bereits der Geschichte angehörten, hatten mit Kranken nichts zu tun, sind aber ebenfalls auf Friedrich Wilhelm I. zurückzuführen. Als dieser das Leibgrenadierregiment, das jetzige preußische 1. Garderegiment zu Fuß, von Wusterhausen nach Potsdam verlegte, beschwerte sich die Stadt, daß für so große Leute keine geeigneten Betten vorhanden seien. Um dem abzuhelfen, wurde der Kurmark eine Steuer auferlegt und der Ertrag unter dem Namen „Bettgelder“ dazu verwendet, geeignete Lagerstätten für die Riesensoldaten zu beschaffen.

— Nach Maß. Wirtin: „Geh, Michl, reiß amol Dei Maul auf, daß i woaß, wie groß i d' Knödl für Dich mache muaß!“